

VOM MANN IM HINTERGRUND ZUM UNMORALISCHEN KRIMINELLEN – SO EINFACH?

Von Rolf Butz. «Banker» - ein Beruf, dessen Wahrnehmung in der Gesellschaft sich im Laufe der Jahre stark gewandelt hat: vom stillen Schaffer zum bewunderten Partylöwen und nun zum unmoralischen Kriminellen. Doch verhält es sich tatsächlich so einfach? Im Gespräch mit dem Sozialanthropologen Stefan Leins, der den «Stamm der Banker» erforscht hat, gehen wir diesem Stimmungsbild nach.

Stefan Leins, warum setzen Sie sich mit dem Typus «Banker» auseinander – was reizt Sie daran? Die Berufsgattung der Banker hat in den letzten Jahrzehnten eine enorme Transformation erlebt. Während Banker vor fünfzig Jahren als langweilige Buchhalter und Kundenberater galten, wurden sie um die Jahrtausendwende plötzlich als Celebrities wahrgenommen. Auf einmal waren sie nicht mehr die verschwiegenen Personen im Hintergrund, sondern extrovertierte, feiernde Typen, umgeben von Porsches und schönen Frauen. In der Finanzkrise änderte sich diese Wahrnehmung wiederum und Banker wurden zunehmend als unmoralische Kriminelle betrachtet. Als Sozialanthropologin kann ich diese Zuschreibungen nur bedingt bestätigen. Die Tatsache, dass sich das gesellschaftliche Verständnis von Bankern so stark gewandelt hat, sagt vielmehr etwas über die Zeit aus, in der wir leben.

Was sind das denn für Menschen, «Banker»? Man sollte hier sicher erstmals unterscheiden zwischen «dem Banker» als Stereotyp, also der Zuschreibung von aussen, und der Innenperspektive. Als Ethnologin habe ich ja mit Bankern zusammengelebt und gearbeitet. Aus dieser Innenperspektive gesehen, verliert der Begriff «Banker» schnell seine Gültigkeit.

Inwiefern? Natürlich ist es von aussen betrachtet legitim, von «Bankern» zu sprechen – sie arbeiten ja alle im Bankensektor. Die Tätigkeiten, die Angestellte im Bankensektor jedoch ausführen, unterscheiden sich oft genauso voneinander wie diejenigen eines Lehrers und eines Klempners. Das führt dazu, dass Banker selbst ein Interesse entwickeln, sich von anderen Bankern abgrenzen zu wollen. Ein schönes Beispiel: In Samirs 2005 erschienenen Film «Snow White» gibt es die Szene zweier Herren im Anzug, die sich mit zwei Callgirls im Zürcher Grand Hotel Dolder treffen. Im Gespräch mit den Callgirls sagt der eine zum anderen: «Komm, Brandi, (...) erzähl den Girls mal was Spannendes von deinem Leben auf der Überholspur. Sonst haben sie das Gefühl, du seiest ein Banker und kein Financial Consultant!».

Sind Banker unmoralische Menschen? Wenn wir die Entwicklungen der letzten Jahre anschauen, scheint eine solche Frage auf den ersten Blick natürlich berechtigt. Ich wehre mich jedoch gegen dieses Erklärungsmuster. Das würde ja heissen, dass nur unmoralische Menschen sich entscheiden, im Bankensektor zu arbeiten. So habe ich das jedoch nicht erlebt.

Wie haben Sie es denn erlebt? Die Tatsache, dass im Kontext der Marktwirtschaft Entscheidungen gefällt werden, die von aussen als unmoralisch betrachtet werden, basiert auf kulturellen Dynamiken, und nicht auf der Psyche der einzelnen Leute. Wir kennen das alle: In einer Gruppe tun wir Dinge, die wir alleine so nicht tun würden. Es ist zu einfach zu sagen, Banker seien unmoralisch. Ich denke, dass die meisten Menschen ähnlich handeln würden, wenn sie Teil des kulturellen Feldes wären, welches den Bankensektor in den letzten Jahren geprägt hat. Damit möchte ich in keiner Weise die Entwicklung des Bankensektors in den letzten Jahren verharmlosen. Ich denke aber, dass man bei den Strukturen beginnen müsste, wollte man hier etwas ändern – und nicht bei der Psyche des Menschen.

Sie haben die Bankenbranche schon vor dem Crash erlebt, während Ihres Studiums. Sind die Banker von damals anders als die Banker von heute? Natürlich hat der Crash die Banker geprägt. Während meiner Feldforschung habe ich seitens der Banker vor allem Ratlosigkeit erlebt. Auf der einen Seite wissen sie alle, dass es so nicht weitergehen kann. Auf der anderen Seite hat niemand eine Alternative bereit, die ein zeitgemässes Bankwesen ohne negative Auswirkungen auf die Gesellschaft ermöglichen würde.

Sie sagen, es gehe nicht alleine um Geldgier, sondern darum, dass gewisse Dynamiken in der Bankenwelt den einzelnen Banker in seinem Handeln beeinflussen. Könnte «es» uns allen also passieren, dass wir zum unmoralischen Banker würden? Schauen Sie sich den Fall des ehemaligen UBS-Händlers Kweku Adoboli an. Vor Gericht sagten die meisten seiner damaligen Mitarbeitenden aus, dass er für sie ein Vorbild, ja sogar ein Star gewesen sei. Gerade in Handelsräumen grosser Banken wird eine Stimmung kreiert, die eine hohe Risikobereitschaft fördert und vorsichtiges Handeln indirekt bestraft. Nicht alleine die Geldgier des Traders, sondern auch der Fokus der Bank auf kurzfristige Profite trägt zu dieser riskanten Dynamik bei. Muss man sich da noch wundern, wenn rechtliche Grenzen überschritten werden?



«In einer Gruppe tun wir Dinge, die wir alleine so nicht tun würden. Die meisten Menschen würden ähnlich handeln, wenn sie Teil des kulturellen Feldes wären, das den Bankensektor in den letzten Jahren geprägt hat.»



«Schauen Sie sich den Fall Adoboli an: Er war ein Vorbild, ja sogar ein Star. In Handelsräumen grosser Banken wird eine Stimmung kreiert, die eine hohe Risikobereitschaft fördert und vorsichtiges Handeln indirekt bestraft.»

Aber, Herr Leins, wer will denn in einem solchen Umfeld heute noch Banker werden? Respektive: Warum wollen immer noch junge Leute unbedingt Teil der Wall Street werden? Deutet eine solche Entscheidung nicht auf pure Geldgier hin? Ich glaube, der springende Punkt ist, dass es bei erfolgreichen Bankern eher um Macht geht als um Geld. Natürlich sind Geld und Macht eng aneinander gekoppelt. Wenn wir jedoch die Ereignisse der letzten Jahre als Kampf um Macht und Einfluss analysieren, verstehen wir viel mehr, als wenn wir nur über Profit und steigende Boni sprechen. Man darf bei der ganzen Diskussion über die Finanzkrise auch nicht vergessen, dass bestimmte Jobs im Bankensektor äusserst interessant sind. Das Arbeitsumfeld, in dem ich mich während meiner Forschung bewegte, war wirklich fordernd und inspirierend. Man muss hier also immer zu unterscheiden wissen zwischen den spannenden Tätigkeiten der einzelnen Leute und den teilweise problematischen Auswirkungen dieser Tätigkeiten auf die Gesellschaft.

Von aussen her betrachtet: Warum interessiert sich die Gesellschaft nicht mehr dafür, was da bei den Banken geschieht? Warum schauen wir einfach zu und akzeptieren? Wo ist die Occupy-Bewegung geblieben? Den Einfluss der Occupy-Bewegung sollte man nicht unterschätzen. Natürlich hat diese Bewegung bis anhin auf Papier nicht viel erreicht. Dennoch hat sie eine Diskussion über bestimmte Dinge ausgelöst, über die vorher kaum gesprochen wurde. Dass wir heute zum Beispiel über ökonomische Ungleichheit diskutieren, ist nicht zuletzt eine Errungenschaft der Occupy-Bewegung. Über eine Initiative wie die «1:12» hätten vor zehn Jahren noch alle gelacht. Die politische Mobilisierung im Zuge der Abstimmung zeigte jedoch, dass die absurde Diskrepanz bezüglich der Löhne nicht mehr als unproblematisch betrachtet wird. Grundsätzlich glaube ich nicht, dass sich die Gesellschaft nicht für ökonomische Prozesse interessiert – es gibt aber die weit verbreitete Illusion, dass man Wirtschaftsexperte sein müsse, um über die Wirtschaft sprechen zu können. Dabei sind wir ja auch keine Meteorologen und sprechen trotzdem gerne und oft über das Wetter.

Der Handel ohne Profit, wie ihn der polnische Sozialanthropologe Bronisław Malinowski vor hundert Jahren in der Südsee vorfand, könnte der auch bei uns funktionieren? Natürlich wäre eine Ökonomie, die sich nicht nach dem Profit des Einzelnen richtet, möglich. Bei Malinowskis Kula-Tausch, diesem rituellen Gabentausch-System, geht es ja darum, dass via Tauschhandel der Zusammenhalt der Gemeinschaft gefördert wird. Im Klar-

text heisst das: Der Tausch ist nicht sinnlos, der Anreiz ist einfach ein anderer. Analog dazu liesse sich auch bei uns eine Wirtschaft vorstellen, bei der Tauschhandel die Bedürfnisse der Teilnehmenden abdecken würde, ohne dass es um die Maximierung des eigenen Profits geht. Hierfür müsste aber der gesellschaftliche Wille bestehen, die Wirtschaft grundlegend neu zu denken. Es ist schon erstaunlich, wie wenig ein solcher Wille fünf Jahre nach dem Crash da zu sein scheint.

Herr Leins, eine letzte Frage: Warum hören wir nie was von Bankerinnen? Sind Frauen weniger anfällig für die Dynamiken der Bankenwelt als ihre männlichen Kollegen? Es ist sicher nicht so, dass Frauen genetisch oder hormonell bedingt andere Banker sind. Aber die Rolle von Frauen im Bankwesen ist eine andere. Frauen können «maskulin» auftreten, also Verhaltensformen übernehmen, die als männlich gelten, oder sie können ihre Weiblichkeit im Sinne eines Objekts der Begierde ausspielen. Egal wofür sie sich entscheiden, sie haben grundsätzlich einen schwierigeren Stand als die Männer. Diese Schwierigkeit ist meines Erachtens jedoch nicht nur auf die Rolle der Frau im Bankwesen zu begrenzen, da in unserer Kultur Machtpositionen grundsätzlich mit Bildern der Männlichkeit verbunden sind. Frauen, die als Machtträgerinnen akzeptiert werden wollen, müssen auch heute noch ein Vielfaches ihrer männlichen Konkurrenten leisten.



Stefan Leins studierte Ethnologie, Wirtschafts- und Sozialgeschichte und arabische Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität Zürich. Er ist Doktorand am Ethnologischen Seminar und Mitglied des Graduiertenkollegs Anthropologie Schweiz. 2010 bis 2012 forschte Stefan Leins bei einer Schweizer Grossbank in Zürich. Im November 2013 widmete «Das Magazin» des Tages-Anzeigers seiner Forschung als Ethnologe beim «Stamm der Banker» eine ausführliche Reportage.